

Ansprache zur Eröffnung der Ausstellung

Michael Richter: Entwicklungen – ein fotografischer und therapeutischer Prozess

Sanatorium Kilchberg. 3. April 2004

«Michael Richter – Fotografie»: so steht es auf seinem Visitenkärtchen. Bevor er freischaffender Fotograf wurde, liess er sich zum Primarlehrer ausbilden. Den Lehrerberuf hat er ausgeübt, auch in jüngerer Zeit. Die Fotografie ist ihm wichtig. Sehr wichtig. Was er auf diesem Arbeitsgebiet geleistet hat, wird anerkannt, von Fachleuten und von der breiteren Öffentlichkeit. Die Liste, der angesehenen Publikationen, für die er gearbeitet hat, ist lang. Auch Museen und Galerien, Architekturverlage usw. wissen die mustergültige Arbeit dieses diskreten, stillen, noblen Menschen hoch zu schätzen. Aber ich nehme an, dass ausschliesslich der anwesende Freundeskreis mit Michael Richters Fotokunst vertraut ist. Fotografen, auch wenn sie Ausserordentliches leisten, werden nicht bekannt, berühmt wie Pop Stars. Fotografen eignen sich nicht für Fernsehauftritte. Das bewegte Bild verachtet das stehende Bild. Vermutlich kennen Sie, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, kaum Namen von heute arbeitenden, künstlerisch relevanten Fotografinnen und Fotografen. Wenn überhaupt, sicher ein Vielfaches weniger als von Musikerinnen und Musikern, welcher Sparten auch immer, oder von Schauspielerinnen und Schauspielern. Michael Richter ist ein Star, auch wenn ihn niemand auf der Strasse erkennt.

Die Älteren unter den Anwesenden erinnern sich daran, welches Ereignis es war, als der Fotograf in die Schule kam, die Klassenfotos machte. Das war eine Zäsur im Schuljahr, fast wie die Schulreise. Der Fotograf war eine Respektsperson, noch mehr als der Pfarrer. Der eigene Vater konnte zwar auch fotografieren. Aber mit einem weit weniger grossen Apparat. Stativ, schwarzes Tuch über Kopf und riesige Kamera – das war etwas, fast ein sakraler Akt. Ausgeübt von einem Mann (eine Frau wäre undenkbar gewesen), der die *Weihen* einer seriösen Berufsausbildung und einer langen Praxis hatte.

Seither – der Schulfotograf liegt bei mir mehr als ein halbes Jahrhundert zurück – ist die Fotografie gründlich entweihet worden. Als noch mit Filmen fotografiert wurde, war der spannendste Augenblick für uns Laienfotografen jener, wenn uns die Bilder, auf Papier oder Dias zugeschickt wurden, abgeholt werden konnte: Dann löste sich die Spannung, kam die Antwort auf die Frage, ob das, wir festhalten wollten, auch tatsächlich sichtbar war. Meinen Erwartungen entsprach das fast nie. Und dann die digitale Revolution. Nun

zeigte das Display in schonungsloser Offenheit, was wir aufgenommen hatten. Nicht das, was oder wie wir wollten: Knopfdruck. Weg. Das ist praktisch. Und weil keine teuren Filme mehr gekauft werden müssen, verführerisch. Ich habe lange Jahre Kulturreisen geleitet. Ich hatte Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die nach fünf sechs Tagen zweitausend und mehr Fotos digital nachhause brachten. Vor lauter Fotografieren vergassen sie das Wahrnehmen. Sie kamen müde und leer nach Hause, voll war einzig der elektronische Speicher.

Etwas versöhnlicher als ich beurteilt der NZZ-Journalist Samuel Herzog die Massenfotografie, der am letzten Montag einen Artikel wie folgt einleitete: «Wahrscheinlich werden heute in jeder Stunde mehr Fotos geschossen als im 19. Jahrhundert insgesamt. Aber auch wenn wir ständig zum Mobiltelefon greifen, um irgendetwas abzulichten, an das wir uns schon Minuten später oft nicht mehr erinnern, ist der Akt des Fotografierens doch noch immer nicht ganz bedeutungslos geworden. Ob unser Alltag zäh dahin fliesst – oder uns die Zeit wie ein reissender Strom über die Füße rauscht: Das Fotografieren stellt einen kleinen Katarakt dar, eine Schwelle, einen Hickser. Selbst das beiläufigste Knipsen ist immer mit einer leichten Erhöhung der Aufmerksamkeit verknüpft – wir belichten etwas, nehmen etwas in den Fokus. Wenn wir etwas fotografieren, dann erhöhen wir durch diesen Akt aber nicht nur die Bedeutung des betreffenden Gegenstandes, sondern zugleich auch das Gewicht des Moments, in dem wir ihn wahrnehmen.» (Zu den Fotografien von Francesca Woodman)

Michael Richter hat mich auf die 1983 erschienene Schrift «Für eine Philosophie der Fotografie» von Vilém Flusser aufmerksam gemacht. Der Tscheche Flusser, 1991 gestorben, war Medienphilosoph und Kommunikationswissenschaftler. Er bezeichnet den Fotoapparat als intelligentes Werkzeug, das automatisch Bilder erzeugen kann. Dessen Programm mache es aber auch zum Spielzeug, erlaube Eingriffe, einen gestalterischen Prozess.

Das Spiel steht am Anfang der Kultur, so der Kulturphilosoph Johan Huizinga. Spielen setzt Musse, Eigenzeit voraus. Musse und Eigenzeit sind heute der grösste Luxus, den es überhaupt gibt. Die Massenfotografiererei (Facebook- und Twitterfutter) sind meist Produkte der Ruhelosigkeit, des selbst – und fremdbestimmten Stresses. Mit kreativem Spiel hat das wenig zu tun. Es hat eine einsehbare Logik, wenn am Beginn der Ausstellung von Michael Richter Handyfotos zu sehen sind. Sie zeigen Ausblicke einer rasanten Talfahrt, aufgenommen aus der Stoosbahn, einer der steilsten Standseilbahnen der Welt. Es sind Metaphern der Krise. Die Schönheit der Bilder könnte einen den

bedrohlichen seelischen Hintergrund vergessen lassen. Noch deutlicher als diese Fotosequenz macht das Video das Unterwegssein zwischen Berg und Tal erlebbar.

Es ist folgerichtig, wenn bei der Arbeit, die hier, auf dem Santoriumsareal entstanden ist, die Apparatur gewechselt werden musste. Michael Richter sie wechseln wollte. Zur Ruhe gekommen, zur Ruhe gemahnt, hat er mit der Lochkamera gearbeitet. Der Begriff Apparatur evoziert etwas Kompliziertes als das, was er sich gebaut hat. «Apparatur» kommt aus dem Lateinischen und besagt «Werkzeug», also ist er in diesem Zusammenhang tauglich.

Erfunden wurde die Lochkamera oder camera obscura in der Renaissance. Grosse Künstler wie Dürer und Leonardo da Vinci haben sie benutzt. Canaletto hat seine minutiösen, fotografisch exakten Städtebilder mit ihrer Hilfe entworfen. Damals musste man aber das auf eine Fläche geworfene Bild nachzeichnen. Erst die Erfindung des lichtempfindlichen Fotopapiers machte es möglich, das Projizierte festzuhalten.

Genauer gesagt: Eine Lochkamera ist das einfachste Gerät, um eine optische Abbildung zu erhalten. Sie benötigt dafür keine optische Linse, sondern nur einen lichtdichten Hohlkörper mit einer kleinen Öffnung, dem Loch. Das auf der gegenüberliegenden Innenseite entstehende reelle Bild lässt sich auf lichtempfindlichem Material (Fotopapier oder Film) oder über einen elektronischen Bildwandler (Bildsensor) festhalten. Weil das Loch meist mit einer Nähnadel gestochen worden ist, heißt der englische Terminus «pinhole camera».

Bei Michael Richters Lochkamera ist das kleine Loch in ein Aluminiumplättchen gebohrt worden. Sie kommt mir wie die Trommel eines afrikanischen Strassenmusikers vor.

Gemäss der Lehre der Strahlenoptik erzeugt ein unendlich kleines Loch eine unendlich scharfe Abbildung, die jedoch unendlich lichtschwach ist.

Die kleine «Blende» lässt nur sehr wenig Licht ein, verlangt also nach einer extrem langen Belichtungszeit. Der Lochkamerafotograf braucht fürs erste Geduld, viel Geduld. Und zweitens muss er bereit sein, seine Erwartungen herunterzuschrauben. Er muss akzeptieren, was aus dem langen Belichtungsprozess entsteht. Es gibt hier kein integriertes Programm, das die Bildschärfe mehr oder weniger garantiert. Im Gegensatz zum digitalen Fotografieren fehlt das Display, das kontrollieren lässt, was festgehalten wird, festgehalten worden ist. Drittens braucht es etwas Technisches, eine Dunkelkammer, wie sie sich früher in jedem Photoatelier und hinter den Verkaufsräumen

jedes Photogeschäftes befand. Erst beim Entwickeln des Fotopapiers kommt das Aufgenommene zum Vorschein. Michael Richter hatte die Möglichkeit, sich in den Räumlichkeiten von Frau van der Lee eine Dunkelkammer einzurichten.

Michael Richter ist auch ein Meister der Präsentation. Die meisten Lochkameraaufnahmen zeigt er paarweise. Auf den einen scheint die Welt gegen den Erdmittelpunkt hin orientiert, bei den andern gegen den Zenit. Himmel und Hölle? Die Abzüge sind negativ und positiv. Dunkel wird hell, und umgekehrt. Das ist mehr als ein formalistisches Experiment.

Das Fotografieren mit der Camera obscura oder Lochkamera lässt sich auch in der Migros-Klubschule lernen. Ein ultimaler Kick, mal was ganz Anderes, etwas Kurioses. Richters Motivation gründet tiefer, tief. Um das zu erklären, erlaube ich mir, aus den Notizen von Thea van der Lee zu zitieren:

Parallelen zur Behandlung in einer Psychiatrischen Akutklinik und zur Camera obscura:

- lange Belichtungszeit / kein schnelles Abklicken, aufwendige Entwicklung (Dunkelkammer etc.).

Fotografie mit der Camera obscura, „man muss sich dem widmen“ /

„Die heutige blitzschnelle Technik, hat etwas Traumatisches“ (M.Richter).

-Eine psychiatrische Behandlung braucht ebenso eine längere, aufwendigere „Beleuchtung, Belichtung“.

Die Situation des Patienten muss in der Regel von/auf verschiedenen Ebenen / Seiten „beleuchtet, belichtet“ werden

Das Leben ist in vieler Hinsicht obskur (skurril, sonderbar, der ganz normale Wahnsinn des Lebens).

Was ist das Obskure an eine Camera obscura?

Die Aufnahmezeit kann bis zur einer Stunde dauern, und ist vergleichbar zur heutigen Fototechnik und Lebensgeschehen ziemlich obskur.

Man könnte auch sagen, Aufnahmen mit der Camera obscura, sind Momenten des „Innehaltens“.

Die Arbeit mit der Lochkamera braucht – wie schon gesagt – Geduld, Zeit, Hinwendung. Geduld, Zeit, Hinwendung braucht auch jemand, der einen Pullover mit einem komplizierten Muster strickt. Bei Michael Richters Arbeit kommt eine zusätzliche

Dimension dazu: Seine Aufnahmen sind das Resultat von Begegnungen mit andern Patienten. Nebenbei gesagt aber nicht als Beiläufigkeit: Michael Richter ist es wichtig, dass Sie wissen, dass er hier nicht hospitalisiert war, sondern als Externer am Recovery-Programm teilgenommen hat.

Die Lochkamerafotos sind das Resultat von Begegnungen mit vier andern Patientinnen und Patienten, von Gesprächen, die eine Antwort auf die Frage suchten, wo wurde, wird auf dem Areal der Klinik Stille, Ruhe und Kraft gefunden. Welches ist ein für sie bedeutsamer, wichtiger Ort? Dort hat er seine Lochkamera aufgestellt. Um einen Ort der Stille, der Ruhe und Kraft als solchen zu erfahren, braucht es die innere Bereitschaft zum Verweilen. Man muss am Ort bleiben, wie die Camera obscura.

Ich hatte die Ehre, schon zweimal hier eine Ausstellungseinführung halten zu dürfen. Es ging um gezeichnete, gemalte, collagierte Werke. Wenn ein Leben ausserhalb der sogenannten normalen Ordnungen abläuft oder ausserhalb diese Ordnungen gerät, entstehen oft ausser-ordentliche Gestaltungen. Wer sich viel mit Kunst beschäftigt, vielleicht sogar Berufes wegen, den kann all das Ordentliche, hübsch Gemässigte, kuschelig in Trends Eingebettete, das man in Galerien und Museen sieht, ob neu oder alt, zu langweilen beginnen. Die Aussenseiter hingegen – im Leben und in der Kunst – erfrischen mich, sind Abenteuer, Labsal, Jungbrunnen.

D Schöni

vo de wüeschte Bilder

isch e Brunne

i de Wüeshti

vo der schöne Bilder. (Frei nach Kurt Marti).

Die Zeichnungen, Malereien, Bilder oder Skulpturen der Ausser-Ordentlichen, der sich ausserhalb der Ordnungen Befindenden, spiegeln fast seismografisch deren Verfassung, ihre psychische Situation. Fotografischen Bildern, wie sie Michael Richter geschaffen hat, fehlt naturgemäss das Seismografische, denn zwischen Entschluss und Resultat ist eine Apparatur geschaltet, hermetisch verschlossen. Die innerseelische Dimension wird hier aber durch das Konzept und die Art der Präsentation verdeutlicht.

Wenn ich Recovery recht begriffen habe, dann geht es sehr kurz gesagt – darum, auf den individuellen Ressourcen aufbauend einen Prozess in Gang zu bringen, der dazu führt, dass man das Leben wieder in den Griff bekommt. Die Ausstellung zeigt deshalb nach den Lochkamerabildern – zum Abschluss – Ausblicke ins Freie, in die geistig wieder

gefundene Freiheit. Und Zielvorstellungen, hier verkörpert durch drei frühere Aufnahmen, auf die der Fotokünstler besonders stolz ist. Schöne Bilder, sehr schöne Bilder.

Ich danke Michael Richter für die bewegende Ausstellung.